



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Baukunst im Mittelalter

Matthaei, Adelbert

Leipzig [u.a.], 1918

Wesen und Entstehung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84652](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-84652)

die ihre Kulturentwicklung auf den Reformationsgeist begründeten. Aber wenn auch die Hauptwirkung der neuen Weltanschauung sich bei uns in der Reformation gezeigt hat, so ist der veränderte Geist bei uns doch auch in den bildenden Künsten nachweisbar und besonders in der Baukunst; nur anders wie in Italien.

In Italien fiel das neue Streben mit dem erwachenden Nationalbewußtsein zusammen. Dort empfand man die bisherige Kultur, besonders in der Architektur als etwas Fremdes, von außen Aufgedrängtes. Man brach also mit vollem Bewußtsein mit der bisherigen Überlieferung, die man als fremd, „barbarisch“, „gotisch“ empfand und bezeichnete, und suchte in der Rückkehr zur spätantiken, als national empfundenen Kunst die Wege zu Neuem. In Deutschland zeigt sich das Neue nicht in einem Bruch mit der bisherigen gotischen Überlieferung, sondern in andersartiger Weiterentwicklung des in der Gotik erstandenen Kunstempfindens. Man blieb im Rahmen der bisherigen Entwicklung.

Aber innerhalb dieses Rahmens treten ganz neue Erscheinungen auf: Entsprechend den Vorgängen im religiösen und kirchlichen Leben ändert sich der Sakralbau. Entsprechend der starken Bedeutung, die das Bürgertum im Volksleben und das Diesseits neben dem Jenseits gewonnen hat, entwickelt sich der Profanbau neben dem Sakralbau zu gleichartiger Bedeutung und sucht seine Aufgaben mehr und mehr aus dem neuen Geiste zu lösen. Diese Wandlungen haben wir nunmehr zu verfolgen.

a) Der Sakralbau.

Wesen und Entstehung des Sakralbaus.

Einleitung. In den Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum hatte die Hierarchie gesiegt. Die großen Kathedraalkirchen, die seit dem 13. Jahrh. entstanden mit ihren reichgegliederten, oft mehr als die Hälfte des ganzen Kirchenraumes in Anspruch nehmenden Chorpatrien muten uns an wie Triumphbauten der siegreichen Geistlichkeit. Die Bauherren dieser Kathedral-, Kollegiats- und Klosterkirchen waren in der Hauptsache die großen geistlichen Behörden, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Priesterkollegien und Klostergemeinschaften, wie einst in romanischer Zeit die Hauptbauherren die Kaiser und Fürsten gewesen waren. Daß diese Bauherren mit ihrem Einfluß in erster Linie die Bedürfnisse der Priesterschaft im Kirchengebäude im Auge hatten, leuchtet ein.

Jetzt ändert sich das. Neben den großen geistlichen Körperschaften erscheint der Bürger als Bauherr. Mit der zunehmenden Macht des Bürgertums wächst in den Städten der Ehrgeiz, städtische Pfarrkirchen zu errichten, die mit den etwa in derselben Stadt vorhandenen Kathedraalkirchen an Ausdehnung und Pracht wetteiferten. Und wenn die geistlichen Bauherren in erster Linie für die Bedürfnisse des Klerus gesorgt hatten, so wird es uns nicht wundernehmen, daß die bürgerlichen Bauherren stärker die Ansprüche der Laienwelt im Gottes Hause betonten.

Nicht bloß die Bauherren, sondern auch die Bauleute stammten aus dem Bürgerstande. Das war ja auch schon in den Tagen der Hochgotik der Fall gewesen. Aber erst jetzt gelangt dieser bürgerliche Steinmetzen- und Architektenstand, der sich, wie wir sehen werden, im 15. Jahrh. fest organisierte, zum Selbstbewußtsein. Der unmittelbare Einfluß der geistlichen Herren auf die Bauleitung tritt aus mehr als einem Grunde zurück. Ja, die Kathedraalkirchen fingen an sich nach den städtischen Pfarrkirchen zu richten. Dadurch erfährt die Berücksichtigung des Laienelements im Kirchenbau noch eine Verstärkung.

Hierzu kommt die religiöse Bewegung. Durch das ganze Mittelalter zieht sich das Streben, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren. Alle diese Versuche aber gingen früher von den kirchlichen Kreisen selbst aus. Wir erinnern nur an die Bestrebungen der Klunienser und Zisterzienser. Im 13. Jahrh. treten uns die ersten Reformversuche entgegen, die nicht auf dem Boden der Kirche erwachsen, sondern von Laienkreisen ausgingen. Besonders lebhaft wurde diese Bewegung in Südfrankreich bei den Waldensern und in Oberitalien bei den Patarenern und Katharern. Man suchte durch die Predigt in der Landessprache zu werben, und die Kirchen dieser Sekten wurden wieder mehr zu Versammlungshäusern im Sinne der altchristlichen Gemeinden.

Diese Bewegung wurde von der römischen Kirche als gefährlich erkannt und als ketzerisch (Katharer) verfolgt. Hauptsächlich gegen sie wurden im 13. Jahrh. neue Mönchsorden gegründet, die Franziskaner (durch Franziscus v. Assisi in Italien 1209) und die Dominikaner (durch Dominicus de Gozman in Spanien 1205), welche zu den alten Mönchsgelübden: Armut, Keuschheit und Gehorsam noch das neue Gelübde: „Kampf gegen die Ketzer“ hinzufügten. Diese Orden breiteten sich schnell auch in Deutschland aus. Sie wurden geradezu

die Miliz der Päpste genannt und nahmen den Kampf gegen jene keßerische Bewegung auf. In dem religiös bewegten Deutschland spielten sie im 15. Jahrh., im Zeitalter der Hussiten, eine ganz besondere Rolle.

Ihr Hauptwerbemittel war dasselbe, mit dem die Keßer wirkten, die Predigt in der Landessprache. Es galt die Massen zu gewinnen. Und da diese Predigtorden in anfangs strenger Durchführung des Armutsprinzips auf Betteltätigkeit angewiesen waren, so siedelten sie sich schon aus diesem Grunde besonders in den volkreichen Städten an und suchten möglichst große Massen um ihre Predigtstätten anzusammeln. In den breiten Schichten der städtischen Bevölkerung bildeten sich Genossenschaften (Bruderschaften, Tertiarien, Fraticellen), die sich den Bettelmönchsorden angliederten, ohne die strengen Gelübde der Armut und Ehelosigkeit auf sich zu nehmen. Infolge der Verwahrlosung einzelner Ordensgemeinschaften und der wachsenden Bedeutung, die religiöse Streitfragen im Volk bekamen, gerieten diese angegliederten Bruderschaften bald in Streit mit den Orden und wurden ihrerseits wieder durch die Predigt bekämpft. Die Geistlichen des Episkopats und der städtischen Pfarrkirchen griffen in diesen Kampf ein. So gewann die Predigt im Gottesdienst des 15. Jahrh. eine zunehmende Bedeutung, und in immer stärkerem Maße begegnet man dem Streben, bei der Anlage des Kirchengebäudes auf das predigt-hörende Volk Rücksicht zu nehmen; selbst die Kathedral- und Klosterkirchen schlossen sich diesen Neuerungen an. Endlich erfährt im Laufe der Zeit der Raumsinn selbst eine deutlich wahrnehmbare Veränderung. Während der Geschmack im gotischen Zeitalter sich durch jene hochstrebenden, manchmal beengenden, von mystischem Dämmer-schein erfüllten Räume befriedigt fühlte, sehnt sich die neue Zeit nach Weite und Klarheit. — Alle diese Umstände führen seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. zu nicht unwesentlichen Wandlungen des gotischen Sakralbaus.

Der Grundriß. Es kommt jetzt darauf an, weiträumige Hallen zu schaffen, die viel Volks fassen, in denen sich die gottesdienstlichen Handlungen mehr vor der Gemeinde vollziehen, und in denen die Möglichkeit gegeben ist, den Prediger auf der Kanzel von allen Seiten zu sehen und zu hören. Neben dreischiffigen Hallenkirchen, in denen die Seitenschiffe oft die gleiche Breite haben wie das Mittelschiff, begegnen wir jetzt häufiger einschiffigen, saalartigen Räumen. Diejeni-

gen Teile des Kirchengebäudes, die besonders für den Klerus bestimmt waren, Chor und Querhaus, treten immer mehr zurück. Das Querhaus fällt bei Neuanlagen ganz fort. Der Chor hört auf, der abgesonderte Hauptteil der Kirche zu sein. Er wird immer mehr zum Anhängsel der Laienkirche, bis er schließlich ganz eingeht (Abb. 41). Der Altar wird einfach in den östlichen Teil des oft schlicht rechtwinklig geschlossenen Kirchenraums gestellt. — Die Strebepfeiler, die das Gewölbe stützen, werden nach innen gezogen, was statisch die gleiche Bedeutung hat, wie wenn man sie draußen anfügt. Das Gefühl der Weiträumigkeit wird dadurch erhöht. Man gewinnt damit Raum für die zahlreichen Kapellen, welche die führenden Bürgergeschlechter und die Zünfte und Innungen im Kirchengebäude haben wollten. Schließlich werden diese nach innen gezogenen Streben benutzt, um zwischen ihnen Emporen einzuziehen und dadurch die Anzahl der Plätze, von denen aus man den Prediger gut hören und sehen kann, zu vermehren (Abb. 27). Nichts zeigt den veränderten Geist deutlicher, als daß man jetzt bisweilen die Emporen um den einst dem Laien unzugänglichen Chor herumführt (Abb. 41).

Der Aufbau. Noch bedeutsamer sind die Wandlungen, die sich im Aufbau vollziehen. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. tritt die basilikale Anlage mit niedrigeren Seitenschiffen immer stärker zurück zugunsten der Hallenkirche, d. h. einer Anlage, die gleichhohe Seitenschiffe wie das Mittelschiff zeigt. Diese Hallenkirchen lassen sich z. B. in Westfalen und Südfrankreich bis ins frühe Mittelalter hinauf verfolgen. Eine der frühesten reingotischen Kirchen in Deutschland, die 1235 begonnene Elisabethenkirche in Marburg, war bereits eine Hallenkirche (vgl. S. 36). Jetzt aber wird diese Anlage zur herrschenden. In der Abmessung tritt uns dabei deutlich eine Veränderung des Raumsinnes entgegen. In den Kathedralen der Hochgotik herrschte ausgesprochen die Höhenachse vor. Jetzt tritt dieses Vorherrschen der Höhe zurück hinter einem Streben nach Weiträumigkeit. Die Breitenachse kommt stärker zur Geltung. In dem Mittelschiff der Elisabethenkirche zu Marburg ist das Verhältnis der Breite (7 m) zur Höhe (18 m) wie $1 : 2\frac{1}{2}$, im Kölner Dom (etwa 15 : 46 m) wie $1 : 3$. — In der Kirche zu Annaberg aus der Epoche, die wir jetzt behandeln, ist das Verhältnis der Breite des Mittelschiffes (11 m) zur Höhe (21 m) etwa wie $1 : 2$, in der Marienkirche zu Pirna (etwa 10 : 18 m) wie $5 : 9$, in der zu Zwicau (etwa 12 : $16\frac{1}{2}$ m) wie $3 : 4$. — Die lichte Breite der

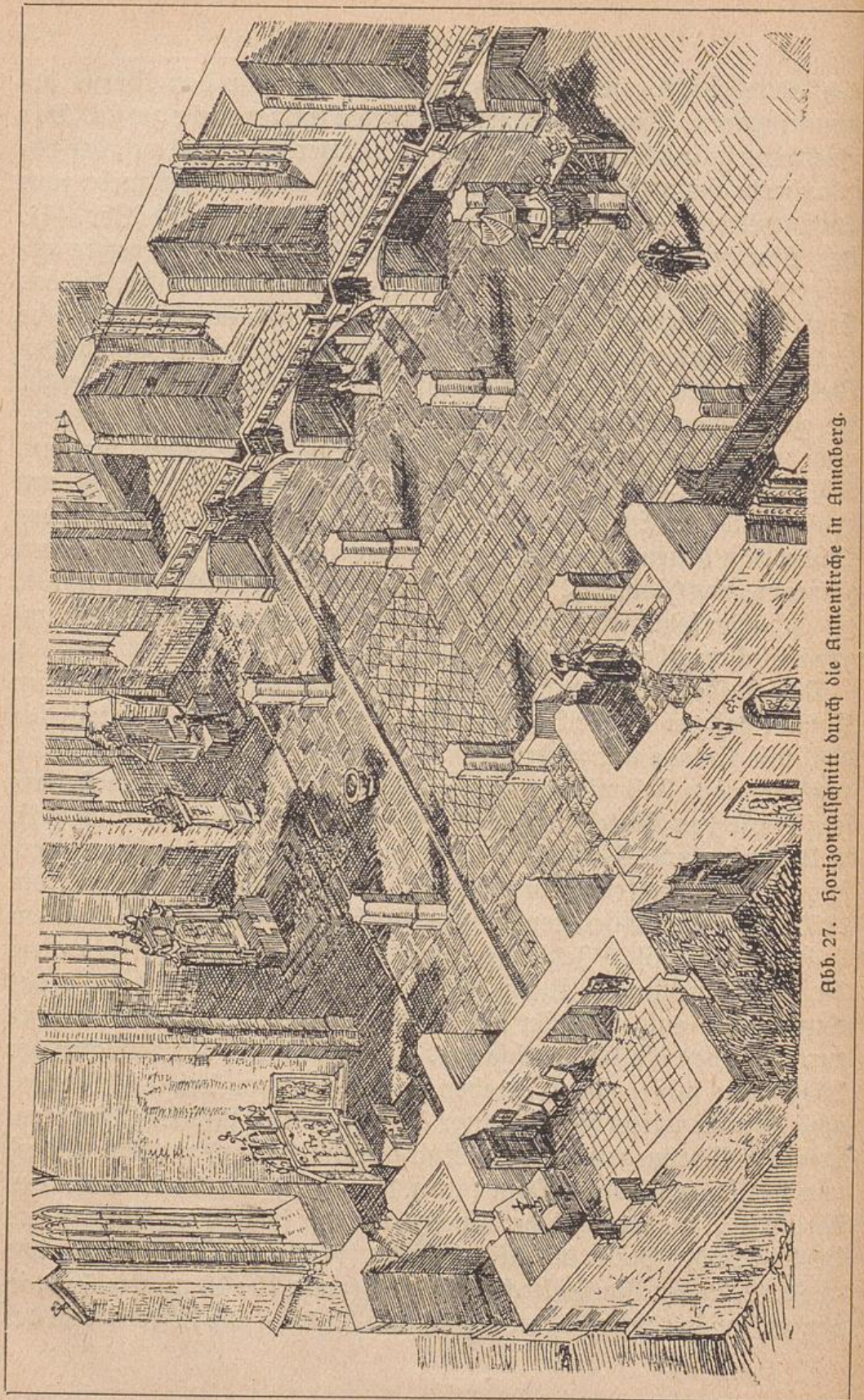


Abb. 27. Horizontalschnitt durch die Amtenkirche in Annaberg.

drei Schiffe der Kirche zu Annaberg beträgt 27 m bei einer Höhe bis zum Gewölbescheitel von nur 21 m. In der Marienkirche zu Zwickau stellt sich das Verhältnis der Gesamtbreite von etwa 30 m zur Höhe von etwa 16 m, sogar beinahe umgekehrt wie 2 : 1.

Dieses Gefühl der Weiträumigkeit wird noch durch andere Züge verstärkt. Man macht die Pfeiler jetzt schlanker und dünner als früher. Die kräftigen Vorlagen der Dienste treten zurück. Die Pfeiler sind einfach rund oder achteckig mit konkaven Flächen gebildet. (Abb. 27.)

Auch die Art der Wölbung ändert sich.

Die Hochgotik wölbte in vierteiligen oder sechsteiligen Gewölben. An deren Stelle treten jetzt mit Vorliebe Sterngewölbe, Netzgewölbe oder auch Zellen- oder Sächergewölbe. Der Unterschied zwischen einem vierteiligen und einem Sterngewölbe (Abb. 28 a u. c) besteht darin, daß die vier Kappen des Kreuzgewölbes durch dazwischen eingezogene, winkelteilende Rippen in Dreiecke eingeteilt werden, wodurch die Figur eines Sterns entsteht, die sich durch neue Zwischenrippen reicher gestalten läßt (Abb. 33 u. 38). Beim Sterngewölbe wird noch die klare Scheidung der einzelnen Joche durch Gurt- und Diagonalrippen beibehalten. Beim Netzgewölbe (Abb. 28 d u. e) schwinden im Gegensatz dazu zunächst die Diagonalrippen, schließlich auch die die Joche teilenden Gurtrippen, so daß der Eindruck einer ununterbrochen fortlaufenden Halle erzeugt wird. — Beim sogenannten Zellen- oder Sächergewölbe fallen die Rippen ganz fort. Statt ihrer stoßen die Steine in scharfen Kanten zusammen, zwischen denen sich Kappen (Zellen) aus sphärischen Dreiecken bilden (Abb. 36). — Auch Flachbögen kommen vor.

Schon in dieser Art der Einwölbung, bei der die klare Scheidung in Joche schließlich wegfällt, zeigt sich ein neuer Zug, der dieser Sakralarchitektur des 15. Jahrh. im Gegensatz zur Hochgotik eigen ist. Während diese das konstruktive Gerippe, aus dem der Bau besteht, klar und offen zeigt, tritt dieser konstruktive Grundzug nunmehr immer stärker zurück. Der Bau zerlegt sich nicht mehr so klar in seine kon-

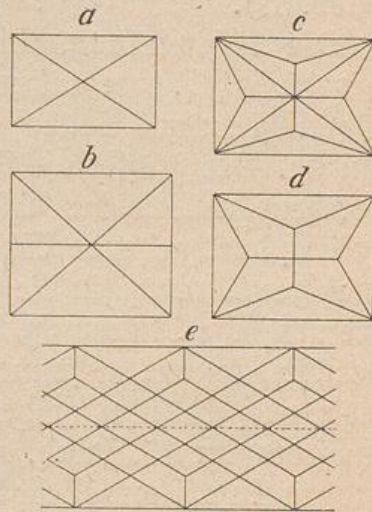


Abb. 28. Gewölbe.
a, b Kreuzgewölbe. c Sterngewölbe. d, e Netzgewölbe.

struktiven Bestandteile. Das ganze Strebewerk mit seinen über die Abseiten geschlagenen Strebebögen wird bei Hallenkirchen überflüssig. Damit hängt es auch zusammen, daß man die Stellen, an denen eine Kraft aufhört, und die andere anfängt, nicht mehr so klar hervorhebt. Die Kapitelle fallen häufig weg, und die Rippen an den Pfeilern gehen ohne Unterbrechung (aber gern mit Überschneidung) in das Netzgewölbe über. Die Rippen selber verlieren ihre kraftvolle Profilierung und werden an den Pfeilern zu vorspringenden Kanten (Abb. 39).

Die Lichtwirkung. Auch die Lichtwirkung ist in diesen Bauten des 15. Jahrh. eine andere geworden. Die reizvolle Teilung zwischen Oberlichtern und Seitenschiffsfenstern wird bei der Hallenkirche überflüssig. Der fensterlose Raum zwischen beiden, den früher die durchbrochene Galerie des Triforiums schmückte, fällt fort. Riesige, einheitlich durchgehende Lichtöffnungen führen das Licht ein mit gleichmäßiger Wirkung für die oberen und unteren Teile des Raums. Auch die magische Stimmung, die auf dem durch Farbe gebrochenen Licht beruhte, kommt nicht mehr so zur Geltung. Die Glasmalerei steht zwar nach Einführung des Schwefel- oder Kunstgelbs und des Übergangrots im 15. Jahrh. noch auf ihrer vollen Höhe. Aber bei der großen Anzahl und Riesigkeit der Fenster reichten die Mittel doch nicht mehr aus, um die Farbe überall wirken zu lassen. Man beschränkt sich bei den Fenstern des Langhauses meist auf farbloses Glas, oder setzt nur farbige Medaillons oder Wappenschilder ein. Dadurch wird die Lichtwirkung im Innern freier und voller, aber auch nüchterner.

Die Formengebung. Was die Formengebung anlangt, so tritt eine grundsätzliche Änderung nicht ein. Was wir an Zierformen und Ornamenten sehen, ist fast alles auf gotischem Stamme erwachsen. Das ist auch durchaus verständlich; denn an den Riesenkathedralen der Hochgotik, deren Bauzeit nicht bloß auf Jahrzehnte, sondern auf Jahrhunderte bemessen war, wie Köln, Straßburg, Ulm, Regensburg, Wien usw., wurde ja im 15. Jahrh. noch weitergebaut. Eine gewaltige Menge von Steinmetzen wurde in den Bauhütten dieser Dome ausgebildet, und man mußte sich bei der Weiterführung der Bauten auf die gegebene gotische Formengebung einschulen.

Trotzdem erfährt die gotische Formengebung in dieser Zeit doch wesentliche Veränderungen einmal in der Gestaltung des Schmucks selbst und dann in seiner Verwendung.

Was das erstere anlangt, so kam man in der Gotik vom Naturblatt zu einer einfachen Stilisierung derart, daß das Wesentliche der Naturform festgehalten, das Unwesentliche weg gelassen wurde. Jetzt geht die Stilisierung soweit, daß man in den kraus aneinandergedrängten und stark ausgebucheten Blattlappen die ursprüngliche Natur-



Abb. 29. Rippen im Chorgewölbe der Stadtkirche zu Pirna um 1520.

form nicht mehr wieder erkennt. Anderseits drängt sich in diese oft verschörkelte Formengebung ein naturalistisches Element ein. Ranken, Zweige, Fruchtgehänge werden mit allen Zufälligkeiten der Natur nachgebildet. Der Sinn für die umgebende Natur war ja in diesem 15. Jahrh. erwacht. Wenn man sieht, mit welcher Entdeckerfreude die Maler, besonders die Buchmaler, in den Zierleisten und Umrahmungen der Andachtsbücher und Kalendarien bestrebt sind, die Blumen und Früchte der Natur aufs genaueste wiederzugeben, so begreift

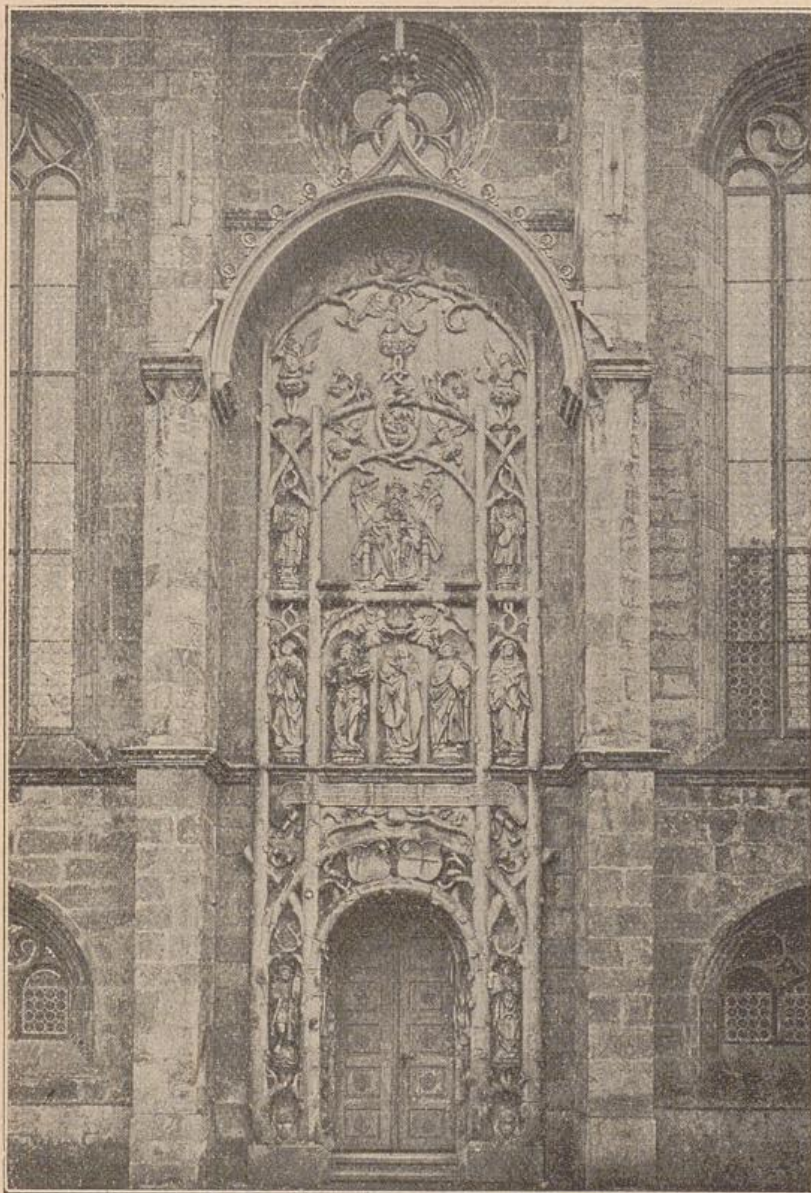


Abb. 30. Seitentür der Schloßkirche zu Chemnitz um 1525.

keiten in Stein umsetzt. Ein deutliches Beispiel hierfür bildet die Seitentür der Schloßkirche in Chemnitz von 1525 (Abb. 30, vgl. auch Abb. 29). — Zweifellos zeigt sich in solchen Dingen eine Ausartung des Formengefühls, wie sie absterbenden Stilepochen eigen ist. Aber es wäre verkehrt, wegen solcher Entartung in den Formen die ganze Architektur des 15. Jahrh. als Verfallskunst aufzufassen.

Ein gleicher Zug tritt uns in der Gestaltung des geometrischen Maßwerkes, das der Gotik ja eigen ist, entgegen. Man gelangt mit der An-

man, daß diese Freude an der Naturform sich auf die angewandte Kunst übertrug, daß man diese Genauigkeit in der Wiedergabe der Einzelheiten ins Plastische übersetzte. — Man geht so weit, daß man Krabben (Kantblumen) nicht nur wie früher aus den Steinbalken entspringen läßt, sondern daß man in Steinbalken das Holz selbst nachahmt und Baumstämme mit Rinde, Astansätzen und allen Zufällig-

wendung des Zirkels zu immer verzwickteren Formen. Weniger ein maßvoller, fein abwägender Geschmack tritt uns in diesem Maßwerk entgegen, als das Bestreben, sein technisches Vermögen in der Darstellung schwieriger Durchdringungen von Profilen zu zeigen. Die Teilung der Pässe durch Fischblasenmuster und die Verwendung dieser flammenähnlichen Bildungen an allen möglichen Stellen hat dieser Formengebung den Namen stil flamboyant eingetragen. Bisweilen wurden auch Formen, die sich am Profanbau ausgebildet haben, in den Sakralbau übernommen. Das Gefühl für die Aufgaben, die einzelne Zierformen hatten, geht verloren. Sialen z. B., die mit ihren schlanken Spitzen eine aufsteigende Höhenachse abschlossen, werden geschweift und seltsam durcheinandergebogen und sogar geflochten. Ein charakteristisches Beispiel hierfür zeigt der Eingang des Münsters zu Bern.

Auch in der Verwendung des Formenschatzes tritt eine Änderung ein. Die Hochgotik duldet kaum eine unbelebte Fläche. Diese Architektur des 15. Jahrh. schränkt den Schmuck sehr ein. Der beruhigte Raumsinn hat nichts gegen breite, ungegliederte Flächen. Dafür wird der Schmuck durch Werke der Malerei und Plastik immer reicher. Epitaphien, Totenfahnen und Totenschilder werden an den Pfeilern aufgehängt, und eine Menge von Wandelaltären mit Tafelbildern oder plastischen Figuren ziert das Innere. Je mehr wir uns dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Kultus nähern, desto üppiger und zahlreicher werden jene Schreinaltäre mit ihren auf Blau- oder Goldgrund leuchtenden, glanzgoldenen Figuren. Die Aufregung im religiösen Leben der Zeit tritt uns in diesen oft fabrikmäßig und hastig geschaffenen, meist wildbewegten figürlichen Darstellungen entgegen. Freilich fehlt es nicht an kostbaren, reifen Werken der Plastik, die sich in dieser Zeit aus der Abhängigkeit von der Architektur wieder befreit. Trotz der Flächen, die jetzt das Kirchengebäude im Innern wieder bietet, erlebt die Wandmalerei bei uns in Deutschland doch keinen Aufschwung. Das Interesse der Malerei richtet sich auf die Tafelmalerei. Auch die Gewölbekappen erhalten seltener einen malerischen Schmuck, da sie durch das zierliche Netzwerk der Rippen an sich schon belebt waren. Der Innenraum wird kahler und nüchterner im Gegensatz zur eigentlichen Gotik.

Der Außenbau. Dasselbe gilt auch vom Außenbau. Daß das ganze zierliche Strebewerk bei Hallenkirchen fortfällt, haben wir schon oben

gesehen. Sind die Strebepfeiler nach innen verlegt, so sieht man außen nur noch glatte, durch riesige Fensteröffnungen durchbrochene Mauern (Abb. 35). Die Bauten waren überhaupt in den meisten Fällen als Innenbauten gedacht und nicht auf Außenwirkung berechnet, zumal wenn die unteren Teile durch Anbauten und durch das nahe Herantreten der Häuserreihen verdeckt waren. Das Bestreben, dem wir heute begegnen, solche Kirchen freizulegen, entspricht daher weder den Absichten der Erbauer, noch würde es das Aussehen der Kirchen heben. Der Schmuck schränkt sich mehr und mehr auf Eingänge und Giebel ein. Daß man freilich auch hier noch von der Farbe stärkeren Gebrauch gemacht hat, als das heutige Aussehen vermuten läßt, ist sehr wahrscheinlich. Die Untersuchungen darüber sind noch nicht abgeschlossen. So viel aber steht schon jetzt fest, daß das ganze Mittelalter die Farbe im Außenbau sehr viel stärker verwertet hat, als man bisher annahm.¹⁾ Nicht bloß, daß man das Ornament durch Blau, Rot, Gold und Weiß hervorhob, man hat auch den Stein meist überstrichen. Bei sehr vielen Backsteinbauten läßt sich noch heute der Anstrich, auf dem die Fugen eingeritzt und weiß aufgezogen waren, nachweisen. — Auch die Behandlung des Daches wirkt im Außenbau plumper als in den Tagen der Hochgotik, wo es meist hinter einem Wald von Risen, Sialen und Baldachinen verschwand. Bisweilen deckt man alle drei Schiffe der Hallenkirche mit einem riesigen Satteldach ein. Wo man ein solches Riesendach vermeiden wollte, deckt man jedes Schiff für sich mit einem Satteldach ein, oder man legt nur über dem Mittelschiff ein hohes Dach an und läßt über jedem Seitenschiffjoch je ein Satteldach rechtwinklig zur Längsachse in das Hauptdach einschneiden. — Wenn so das Äußere nüchterner und kahler wirkt, so legt sich der ganze Eifer der Architekten auf die Türme, die zu schwindelnder Höhe zu führen der höchste Ehrgeiz war. In der Regel beschränkt man sich bei Neuanlagen auf einen Turm an der Westseite. Wo bei der ersten Anlage zwei Türme geplant waren, strebt man in dieser Zeit, diese durch Aufsetzen neuer, ursprünglicher nicht beabsichtigter, Stockwerke zu überhöhen. Selten ist man zum Abschluß gekommen. Ein klassisches Beispiel für die Turmbehandlung bietet ja

1) Vgl. die Untersuchungen von H. Phleps über die Fassade des Straßburger Münsters in der Denkmalspflege (Jahrg. 1909, S. 57, 104, 114). Vor der graugetönten Rückwand hob sich das filigranartige Maßwerk in Weiß, Rot und Gold ab.

das Münster zu Straßburg, dessen Nordturm mit seiner stalaktitenartigen Pyramide im 15. Jahrh. vollendet wurde. Man fühlt hier recht deutlich, wie die treibende Kraft nicht ein feines künstlerisches Abmessen gewesen ist, das den Turm als Teil ins Verhältnis zum ganzen Bau setzen wollte, sondern wie es die Architekten gereizt hat, ihre außerordentliche technische Leistungsfähigkeit zu zeigen, die es fertig brachte, in dieser schwindelnden Höhe ein konstruktiv so schwieriges Gebilde aufzuführen.

Die Bauleute und das Bauverfahren. Die mannigfachen neuen Züge im Bilde der Architektur des 15. Jahrh. werden uns erst ganz verständlich, wenn wir uns die Bauleute näher ansehen. Wie die Bürger als Bauherren jetzt stärker hervortraten, so lag die Ausführung durchaus in Laienhänden. Das war freilich schon lange der Fall.

Jetzt aber, im 15. Jahrh., war das Standes- und Selbstbewußtsein so weit gestiegen, daß man zu größeren, festeren Organisationen schritt. Noch in der Erfurter Hüttenordnung von 1423 ist nichts von einem allgemeinen Verbandsverbande gesagt. Aber am 25. April 1459 findet ein erster allgemeiner Hüttenstag für ganz Deutschland in Regensburg statt. Es wurde für alle Hütten ein bestimmter Gang der Ausbildung festgesetzt, und die Gerechtigsten des ganzen Standes und der einzelnen Mitglieder in den verschiedenen Stellungen untereinander aufgezeichnet. 19 Meister unterschrieben das Protokoll, an ihrer Spitze Jost Dohinger von Worms, der Vollender des Straßburger Münsters, und Lorenz Spening, der Meister von Wien. Es finden dann noch eine Reihe ergänzender Hüttenstage statt, unter denen der von Torgau von 1462 für Norddeutschland wichtig geworden ist. Schließlich bestätigt Kaiser Maximilian I. am 3. Oktober 1498 die ganze Hüttenordnung, der er sich selbst „aggregieren“ ließ. Ganz Deutschland war in bestimmte Sprengel eingeteilt, an deren Spitze die Bauhütten von Straßburg, Regensburg, Wien, Köln und Torgau standen.

Aus der Regensburger Hüttenordnung erfahren wir den Bildungsgang der Steinmetzen. Fast noch als Knabe trat man ein, erlernte vom Meister oder Werkmann, oft der Sohn vom Vater, die Bearbeitung des Materials, die Formengebung, die Konstruktion, die noch auf Erfahrung beruhenden Grundgesetze der Statik und technische Kunstgriffe, die man sich anfangs bemühte, geheimzuhalten. Fünf Jahre diente man als Lehrling. Dann mußte man wenigstens ein

Jahr wandern, um dann nach 2—3jähriger Parlierer- oder Gesellenzeit die Fähigkeit zu erwerben, sich selbständig zu machen.

In der Ausbildung der leitenden Baumeister spielt die Familienüberlieferung, Einheiraten und Erbschaft eine starke Rolle. Bei der zunft- und innungsmäßigen Gliederung des ganzen Lebens und der Gewohnheit, daß der Sohn dem Stande des Vaters folgte, ist die Bildung einer solchen Familienüberlieferung verständlich. Bei dem Kinderreichtum der Zeit findet sich unter den Söhnen eines hervorragenden Meisters wohl einer, der den Vater an Begabung erreicht oder gar übertrifft. So sehen wir Architektenfamilien, die durch mehrere Generationen die hervorragendsten Baumeister stellten. Wir nennen die Enfinger von Ulm, die Böblinger von Eßlingen, die Koritzer von Regensburg und die Parler von Gmünd.

Ihre gesellschaftliche Stellung muß, wenn sie auch in den Zunftkreisen blieben, eine angesehenere gewesen sein. Wie stolz klingt die Inschrift der Statue des in Ritterrüstung verewigten Matthäus Enfinger im Berner Münster: „Machs na!“ Meister Arnold Westphäling, der Erbauer der Albrechtsburg in Meißen, der seit 1471 als fürstlicher Baumeister den Bau leitete, besaß neben einem Stadthaus in Leipzig ein Landhaus in Langenau und war verheiratet mit einer Tochter aus dem altadeligen Geschlecht der Rülke. — Heinrich Hezel, der Stadtmaurermeister von Danzig, der den Bau der dortigen Marienkirche vollendete, wurde 1502 Mitglied der Reinholdsbank im Danziger Artushof, einer der vornehmsten Gesellschaften der Stadt, zu der sonst Zünftler keinen Zutritt hatten.

Wenn so diese Baumeister auch sozial und gesellschaftlich auf der Höhe der Zeit gestanden haben mögen, so klebt doch diesem ganzen Bürgertum des 15. Jahrh. in Deutschland, im Gegensatz zu der freien Großzügigkeit Italiens, in ästhetischer Hinsicht etwas Kleinliches an. Es fehlte unseren Künstlern im ganzen an monumentalen Aufgaben, und ein peinlicher Zug zum Kleinlichen, zum handwerksmäßigen Ausspinnen gegebener Motive, ist doch auch in der Baukunst zu spüren. Er zeigt sich besonders in der tüftligen, bisweilen verschnörkelten Durchbildung des Ornaments, in der Behandlung der verwickelten Netz- und Sterngewölbe sowie überhaupt in der Überschätzung technischen Könnens zuungunsten der Gesamtwirkung.

Daß dieses technische Können sehr groß war, geht nicht nur aus den Bauten selbst, sondern auch aus den vielfach erhaltenen Ent-

würfen und Zeichnungen hervor. Es ist bezeichnend für das erwachende Selbstbewußtsein, daß jetzt die ersten Schriften auftauchen, in denen Architekten ihr Können darlegen und anderen, freilich nur Eingeweihten, übermitteln wollen; denn noch galt das Gesetz der Hüttenordnung „es soll kein Werkmann, noch Meister, noch Polier, noch Geselle niemanden, der nicht unseres Handwerkes ist, aus keinem Auszuge unterweisen aus dem Grunde zu nehmen usw.“ — Wir nennen Korixers „Büchlein von der Sialen Gerechtigkeit“ von 1486 (ed. A. Reichensperger 1845). Ferner des rheinischen Steinmeßers Lorenz Lachner „Unterweisung an seinen Sohn Moriz“ von 1516, eine Art Baukonstruktionslehre über die Anlage von Gewölben¹⁾ und die Schriften von Hans Schmuttermayer.²⁾

Was endlich die Baumittel anlangt, so verfuhr man jetzt planvoller als in den Tagen des frühen und hohen Mittelalters. Wir begegnen in größeren Bauten der Einrichtung von Baukassen unter einem rector oder Magister fabricae, der die Ungleichmäßigkeit in den Einkünften nach Möglichkeit zu regeln suchte. Neben bestimmten Einkünften und Ablässen, Opferstöcken, Pfarrabgaben und städtischen Zuschüssen war man in der Hauptsache noch immer auf die Opferwilligkeit angewiesen, die während des ganzen 15. Jahrh. bei der Erregtheit des religiösen Lebens in allen Schichten der Bevölkerung noch eine außerordentliche gewesen sein muß. Noch war ein solcher Sakralbau eine Angelegenheit von allgemeinstem Interesse. Wir können uns davon heute nur noch schwer eine Vorstellung machen, die wir für eine allgemeine Angelegenheit, die Mittel beansprucht, nur in ganz seltenen Fällen (für einen Sakralbau schon gar nicht) eine allgemeine Opferfreudigkeit zu entfachen vermögen. Nicht bloß daß es weitverbreitete Sitte war, in Testamenten die Kirchenbaukasse zu bedenken, jeder einzelne bestrebte sich, namentlich in den Städten, seine Gabe zum Weiterbau der Pfarrkirche beizutragen. Bei dem Bau der Marienkirche zu Danzig z. B. übernahmen einzelne Bürger oder Innungen die Kosten für je eine oder mehrere Gewölbekappen, die dann ihre Namen und Wappen trugen, und der Baumeister selbst übernahm die Kosten für die Überwölbung der Dierung. Auch die Bußen bei Übertretungen und besonderen Verfehlungen wurden oft der Kirchenbaukasse zugeführt.

1) A. Reichensperger, Kl. Schriften.

2) Anzeiger für deutsche Vorzeit 1881 u. 1882.

Der Kunstwert. Aus allen diesen Zügen ergibt sich eine wesentliche Veränderung der künstlerischen Wirkung, die ein solcher Sakralbau des 15. Jahrh. im Gegensatz zu denen des eigentlichen Mittelalters und der Hochgotik auf uns ausübt.

Im romanischen Dom fühlt sich die Seele gebunden, eingeladen zu beschaulicher Sammlung, zu stiller Einker in sich selbst. In der gotischen Kathedrale wird die Seele unruhig, erregt. Bei diesem der Natur des Steins fast zuwider laufenden Vorherrschen der Höhenachse stellt sich eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Überirdischen ein, die noch verstärkt wird durch den mystischen Dämmerchein, der uns umfängt, und der sofort alle Eindrücke der Außenwelt zurücktreten läßt. Man fühlt sich im Bannkreise des Zaubers, der von dem weihewoll und geheimnisvoll abgeschlossenen Chor ausgeht.

In diesen Bauten des 15. Jahrh. schwindet der mystische Zauber und diese unruhige Sehnsucht. Da herrscht Klarheit, Freiheit, Beruhigung. Mehr an den Nächsten, an die Pflicht der christlichen Gemeinde, als an das Überirdische wird man gemahnt in diesen oft durch die Mitwirkung der ganzen Bürgerschaft entstandenen Hallen mit den zahlreichen Kapellen der Geschlechter. Auch hier wird man zu einer Sammlung eingeladen, aber nicht zu jener gebundenen der romanischen Zeit, sondern zu einer solchen, die des freien Ausblicks in das Leben nicht entbehrt.

Wir gewinnen diesen Eindruck durch die Weiträumigkeit der Hallen, in denen die Hauptkultstätten der Gemeinde näher gerückt sind, und durch die Lichtfülle, die uns umgibt. Der Gegensatz zwischen dem Licht draußen und dem drinnen ist nicht so groß, daß wir sofort die Außenwelt vergäßen. Ihre Eindrücke begleiten uns in die weihewolle Kirchenstimmung. Die Lasten verschwinden für unser Gefühl hier nicht vor den Stützen, sondern sie lagern sich breit und kräftig über uns und lassen Last und Träger in natürlichem Verhältnis zueinander erscheinen.

Es ist eben diese Architektur der klare Ausdruck jenes deutschen Bürgertums, das zu Selbstbewußtsein gelangt war, das mit klarem, nüchternem Verstande nach einer Reform des religiösen und sittlichen Lebens strebte, so gut wie die Hochgotik der Ausdruck einer siegreichen Theokratie und der romanische Sakralbau der Ausdruck einer feudal und hierarchisch gebundenen Menschheit gewesen ist.

Man hat diese Bauten nüchtern genannt. Aber auch diejenigen,

die in ihnen nur Verfallerscheinungen der Gotik sahen, konnten sich des mächtigen Eindrucks dieser weiträumigen, lichterfüllten Anlagen nicht erwehren. „Sie wirken zwar weniger phantasievoll,“ schrieb einst Lübke, „aber nicht weniger erhaben.“

Es ist eine Architektur, in der manches Alte abstirbt und Neues, das werden will, sich erhebt; und es drängt sich uns die Frage auf, was wohl geworden wäre, wenn diese neuen Keime sich selbständig hätten weiter entwickeln können, wenn sie nicht erstickt worden wären von der im Anfang des 16. Jahrh. hereindringenden, uns fremden italienischen Renaissance.

Aus der Geschichte des Sakralbaus des 15. Jahrhunderts.

Einen knappen, klaren Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Sakralbaus zu geben, ist deshalb schwierig, weil in dieser Zeit Altes und Neues durcheinandergeht. Ein großer Teil der Baugeschichte der großen Kathedralen des 13. Jahrh., die wir oben als Beispiele für die Hochgotik anführten, gehört ja in diese Epoche. Die Meister, die auf dem Wege zu Neuem waren, wurden durch ihre Tätigkeit an der Fortführung der alten Riesenbauten doch gebunden. — Eine Scheidung in Backstein- und Hausteinbau würde für den Zweck dieser Schrift zu weit führen, in deren Absichten auch nicht eine handbuchartige Aufzählung der wichtigsten Bauten liegt. Es handelt sich hier vielmehr nur darum, das Wesen einer Bauweise scharf zu kennzeichnen und das Gesagte dann durch ausgewählte Beispiele zu belegen.

Wir geben daher zunächst in der Kreuzkirche zu Gmünd aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. einen Bau, an dem das Abweichen von dem Kathedralstil der Hochgotik zuerst deutlich wird, und der vorbildlich für zahlreiche andere Bauten geworden ist. Dann folge in der Marienkirche zu Danzig ein Beispiel dafür, wie man ein älteres Bauwerk nach den neuen Bedürfnissen der Zeit umgestaltete. Die Ziele endlich, auf die der Sakralbau hinaus wollte, werden am klarsten werden an einigen Bauten im sächsischen Erzgebirge aus der letzten Zeit vor dem Ausbruch der Reformation.

Die Kreuzkirche zu Schwäb. Gmünd. In der ehemals hohenstaufischen, damals freien Reichsstadt Gmünd am Fuße des Hohenstaufen zwischen Stuttgart und Nördlingen legte urkundlich Heinrich Parler im Jahre 1351 den Grundstein zu der heute noch katholischen Heiligen